

## 2. Erziehungswissenschaftliche Raumforschung als Diskursanalyse

„Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“<sup>57</sup>

### 2.1. Diskursanalyse als Wissensanalytik

Eine wissenssoziologisch orientierte Diskurstheorie geht davon aus, dass in Diskursen über die Generierung und Prozessierung von Wissensordnungen Wirklichkeit erzeugt wird. In diesem Sinne gelten auch Theorien und Wissen als in Diskursen erzeugt und konstituiert, generiert, codiert und vermittelt. Die individuelle und kollektive Konstruktion von Diskursen erfolgt demzufolge aufgrund gesellschaftlicher Gegebenheiten und Notwendigkeiten. Insofern findet die Diskurstheorie mit dieser These Anschluss an die moderne Wissenssoziologie.<sup>58</sup> Die *gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (vgl. Berger; Luckmann 1971) wird gegenüber der individuellen Konstruktion als vorgängig angesehen. Wissen gilt dabei als der Zusammenhang dessen, „was in der Gesellschaft als Wissen gilt, wie mit diesem Wissen in der Gesellschaft umgegangen wird und auf welche Art und Weise dieses Wissen verschiedene gesellschaftliche Wirklichkeiten repräsentiert“ (Kron 1999, S. 23).<sup>59</sup> Dieses Wissen wird in der wissenssoziologischen Diskursanalyse als diskursive Praxis verstanden. Als „vorherrschende Bedeutungen, Sinngehalte, Deutungsmuster [orientieren] [Diskurse daher] das alltägliche Denken und Handeln der Menschen als gesellschaftliche Praxis“ (Bühmann; Schneider 2008, S.

---

<sup>57</sup> Foucault 1994, S. 42.

<sup>58</sup> Die klassische wissenssoziologische Position wurde früh vom österreichischen Soziologen Ludwig Gumplowicz (1838 – 1909) formuliert, der es für einen Irrtum hielt, zu meinen, *der Mensch denke*. Was *im Menschen* denke, sei gar nicht er, sondern die soziale Gemeinschaft (vgl. Gumplowicz 1905, S. 268). Diese Annahme inspirierte Emile Durkheim (1858 – 1917) zu der Annahme, Denken weniger als Ergebnis psychischer Prozesse, denn als Ausdruck sozialer Prozesse anzusehen (vgl. Durkheim 1976).

<sup>59</sup> Allerdings entzündete sich auch Kritik an dieser Position. Weder geht diese auf die Zusammenhänge zwischen Wissensbeständen oder die Formen der Wissensvermittlung ein noch reflektiert sie über die machthaltigen Strukturierungsprozesse symbolischer Ordnungen im Zeitverlauf. Diese Kritik betrifft einerseits die einseitige Betonung von Wissen zuungunsten von Handeln, wie auch die Rekonstruktion des Wissenshorizonts aus der Perspektive eines einzelnen Gesellschaftsmitglieds. Gerade eine empirische Wissenssoziologie steht somit vor dem zentralen Problem, wie sie es vermeiden kann, durch ihre sehr spezifischen Analyse historisch und gesellschaftlich isolierter Phänomenbereiche und Wissensformen „Text ohne Kontext“ (Keller 1999, o.S.) zu produzieren.

29). Weil es sich um dabei in der Regel um institutionalisierte Aussagepraktiken handelt, werden derartige diskursive Wissensordnungen durch ‚Wissenspolitiken‘ hergestellt, durchgesetzt, stabilisiert, verändert oder auch umgestürzt. Diskursive Wissenspraktiken sind damit aber – den Grundannahmen Foucaults folgend – „untrennbar in Machtverhältnisse eingelassen“ (Wrana 2005, S. 2).

Das Ziel einer erziehungswissenschaftlichen Raum-Wissensforschung als Diskursanalyse besteht darin, die impliziten und expliziten Strukturen, Konventionen und Repräsentationen, die die Art des erziehungswissenschaftlichen Umgangs mit dem Raum bestimmen, offen zu legen und so die komplexen Beziehungen zwischen erziehungswissenschaftlichem Wissen um und über Raum, pädagogischem Handeln in und mit Raum sowie den institutionellen Strukturen – nicht zuletzt den Wissensmilieus selbst – heraus arbeiten zu können.<sup>60</sup> Thematisch interessiert sich eine solche Analyse im Besonderen für die typischen Elemente raumbezogener Wissensdiskurse innerhalb der Erziehungswissenschaft.

Im Anschluss an die Frage, wie erziehungswissenschaftliches Raum-Wissen generiert, codiert, zirkuliert und manifestiert wird, lassen sich nun detailliertere Fragen formulieren: Welcher Art ist das erziehungswissenschaftliche Wissen um den pädagogischen Raum? Wie zirkuliert Wissen um Raum in den subdisziplinsspezifischen Diskursen? Welchen Leitbildern bzw. Leitdiskursen folgt der erziehungswissenschaftliche bzw. pädagogische Raumdiskurs? Warum werden gerade dieses Wissen und kein anderes aktualisiert? Wie – d.h. aufgrund welchen Wissens – wird Pädagogik als räumliche Ordnung etabliert und welche Folgen hat das? Und nicht zuletzt: Welche Implikationen und Interessen hinter entsprechenden Diskursformationen und –koalitionen lassen sich rekonstruieren?

Die Rekonstruktion erziehungswissenschaftlichen Raumwissens beinhaltet zwei Aufgabenstellungen. Aus methodologischer Sicht ist erstens zu fragen, wie die wissensbasierte Konstitution von Raum/Architektur im Erziehungs und Bildungssystem als der ‚immateriellen Seite‘ des pädagogischen Raums eigentlich beobachtet werden kann? Dieser Frage gehe ich im folgenden *Kapitel 2* nach. Aus theoretischer Sicht ist zweitens zu fragen, wie die Räume der Pädagogik in und mit diskursiver Kommunikation erzeugt und damit bestimmte Subjektpositionen im (realen) Raum konstituiert werden? Diese Frage steht im anschließenden *Kapitel 3* im Vordergrund.

Die Analyse von Diskursen als Wissensordnungen ist in der erziehungswissenschaftlichen Forschungslandschaft inzwischen weitgehend etabliert (vgl. Boller u.a. 2010). Ich verstehe die Diskursanalyse im Folgenden als die Verbindungsweise zwischen der Ebene erziehungswissenschaftlicher Theorie und der Erziehungspraxis.<sup>61</sup>

---

<sup>60</sup> Diskursanalysen können insofern auch als methodischer Teil der Genealogie beschrieben werden.

<sup>61</sup> Wenn hier von der Arbeit an der Theorie gesprochen wird, gehe ich davon aus, dass ‚der Diskurs‘ weiter und umfassender gefasst ist als ‚die Theorie‘. Der Diskurs ist nicht nur durch wissenschaft-

Während die erziehungswissenschaftliche Raumforschung als wissenschaftliche Disziplin in ihren Objekttheorien also die Erziehungspraxis als Raumpraxis beschreibt, erklärt, untersucht und bewertet, stellt die Diskursanalyse gewissermaßen eine Art Methodologie der Metatheorie dar. Sie ist – in Anlehnung an Luhmann formuliert – somit so etwas wie die ‚Beobachtung der Beobachtung‘, eine Art ‚Metatheorie der Metatheorie‘, die die „Unvermeidlichkeit der Selbstpositionierung“ (Joas 2011, S. 187) der Wissenschaft(ler) selbst in den Blick nimmt. Insofern sind Diskursanalysen „sozialwissenschaftliche Diskurse über Diskurse“ (Diaz-Bone 2007, S. 3). Das soll nicht heißen, dass ‚alles konstruiert ist‘, ein solches Vorgehen lenkt die Aufmerksamkeit vielmehr auf die diskursive Praxis des konstruierenden Generierens, Codierens und Transformierens von Wissen (Begriffen, Objekten, Sprechern, Strategien und Theorien).

Trotz der in den letzten Jahren erkennbaren Weiterentwicklungen im theoretischen, methodischen und methodologischen Bereich, sind im vorliegenden Zusammenhang allerdings Unzulänglichkeiten augenfällig: So wird erstens das Thema des Raums als Kategorie pädagogischer Theorie und Praxis bislang – soweit ich es überblicken kann – aus erziehungswissenschaftlicher Sicht nicht mit den Mitteln der Diskursanalyse bearbeitet. Das ist insofern verwunderlich, als sich mit ihrer Hilfe ja auch die pädagogische Raumpraxis unter der Perspektive von Machtstrukturen neu beobachten, analysieren und interpretieren ließe. Zu bedenken ist zweitens, dass ‚die‘ Diskursanalyse kein exaktes methodisches Verfahren darstellt, das es in einer bestimmten Art und Weise anzuwenden gilt. ‚Die‘ Diskurstheorie bzw. –forschung ist denn auch eher als ein nachträgliches Etikett für eine Forschungshaltung zu verstehen, die sowohl philosophisch wie auch empirisch arbeitet, deren zentraler Aspekt es aber ist, in irgendeiner Hinsicht Macht bzw. Hegemonie zu thematisieren. Entsprechend ist trotz Foucaults Versuch über die *Ordnung des Diskurses* (vgl. Foucault 1974b) die Rede vom Diskurs sowie die entsprechende Forschungslage der Diskurs- bzw. Diskurstheorie und –forschung unübersichtlich. Das viel zitierte *Wuchern der Diskurse* (vgl. Bublitz u.a. 1999) scheint sich jedenfalls eher als ein *Wuchern der Diskursanalysen* zu äußern, das zu einer theoretischen und methodischen Unvereinbarkeit dessen geführt hat, was unter dem Etikett der ‚Diskursanalyse‘ mühsam zusammen gehalten wird.

Die Ursache für diese Unübersichtlichkeit ist im Übrigen im uneinheitlichen Begriffsgebrauch bei Foucault selbst zu suchen (vgl. Koller; Lüders 2004, S. 58). Foucault orientierte sich in seiner frühen – archäologischen – Phase noch stark am

---

liche Generierung von Theorien im engeren Sinne gespeist, sondern enthält vielfältige Anteile an Alltags- und Subjektwissen. Diskurse sind also keine Theorien im engeren Sinne, dazu mangelt es ihnen an einer explizit gewollten theoretischen Erfassung der Welt, vielmehr speisen sich Theorien (natürlich auch die Metatheorien) aus diskursiven Zusammenhängen. Der Diskurs ist also nicht dasselbe wie die Theorie, wenngleich gewisse Ähnlichkeiten unverkennbar sind, stellen beide – doch ‚überindividuelle Aussagesysteme‘ dar.

Strukturalismus (vgl. Foucault 1973).<sup>62</sup> Bekanntermaßen verbindet sich damit die Zurückweisung eines unmittelbaren, erkenntnistheoretischen Zugangs zur Wirklichkeit. Wirklichkeit und ihre Erkennbarkeit werden vielmehr als sprachlich konstituiert verstanden (vgl. Bachmann-Medik 2006). Aussagen über soziale Wirklichkeit können demzufolge nur auf der Basis von Sprache, insbesondere ihrer Bedeutung in verschiedenen Zusammenhängen und Situationen erforscht werden (vgl. Dreyer 2003). Als Struktur wird dementsprechend der „Ordnungszusammenhang zwischen den Elementen in der Sprache“ (Hügli; Lübecke 1997, S. 602) analysiert.

In der späteren – genealogischen – Phase lassen sich bei Foucault dann deutliche poststrukturalistische Anklänge finden. Das vom Strukturalismus unterstellte – sprachliche – (Ordnungs-)Prinzip von Geschichte und Gesellschaft wird als universalistisch, invariant und a-historisch zurückgewiesen. *Die* Struktur würde geradezu als eine Art personifizierte Sinngeberin der Welt begriffen, als eine Art die Welt organisierendes Zentrum. Die Vorstellung einer organisierenden Einheit, eines originären Bauplans – im Sinne eines quasi-transzendentalen Prinzips –, die den Aufbau der Struktur regelt und bestimmt, wird aber als unzulässige Ontologisierung zurückgewiesen. Poststrukturalistische Ansätze stehen damit vor der Notwendigkeit, einen anderen Verweisungszusammenhang jenseits der Sprache anzunehmen. Neben die Sprache tritt daher die Wirklichkeit konstituierende Kraft von Handlungen und Artefakten (insbesondere schriftlicher und bildlicher Zeugnisse). Auch Handlungen, Artefakte, aber auch Theorien (und natürlich immer noch die Sprache selbst, nun aber in ihrem ‚Gemisch‘ mit nicht-sprachlichen Äußerungsformen) erscheinen somit „als symbolische Ordnungen, die in sozialen Prozessen produziert werden, als Vokabulare, die letztlich kontingente Interpretationen anleiten und mehr oder minder taugliche heuristische Werkzeuge liefern“ (Reckwitz 2000, S. 24). Die menschlichen Lebensäußerungen sind somit nicht in einer „vorgängigen Ordnung“ (Bublitz 2003, S. 30) begründet, sondern bringen diese Ordnung erst hervor. *Alle* Zeichen, auch die nicht-sprachlichen, weisen dementsprechend auf Bedeutungen hin, die gleichsam in sie eingeschrieben sind.<sup>63</sup>

Methodologisch lassen sich also mindestens zwei Konzepte von Diskursanalysen unterscheiden. Auf der einen Seite finden sich linguistische bzw. interaktionsorientierte Konzepte, die den Diskurs als mündliche Kommunikation in le-

---

<sup>62</sup> Diese Einschätzung ist allerdings umstritten. Foucault selbst hat sich zumeist gegen solche Etikettierungen gewehrt (vgl. Stingelin 2008).

<sup>63</sup> Durch diese Annahme entsteht allerdings ein neues Problem, denn die Stabilität dieser Ordnung ist nun prinzipiell gefährdet. Stabilität ist nun nicht mehr vorausgesetzt. Die Struktur der Welt verfügt daher gerade nicht mehr über ein stabiles, in sich geschlossenes Fundament, das dem Spiel der Differenzen entzogen wäre. Der Sprache kommt im poststrukturalistischen Denken zwar immer noch eine wichtige Bedeutung zu, die Struktur geht allerdings nicht in ihr auf. Stabilität ist also nicht mehr ex ante vorausgesetzt, sondern es bedarf der ständigen Wiederholung im Zeichen bzw. Symbol, um sie überhaupt zu erreichen.

bensweltlichen Kontexten verstehen und die Diskursanalyse als Konversationsanalyse fassen. Die Dominanz linguistisch orientierter Diskurskonzepte, mit der die „Tiefenstruktur menschlicher Rede- und damit auch Denk-/Wahrnehmungsweisen“ (Bühmann; Schneider 2008, S. 24) erfasst werden soll, führt allerdings dazu, dass die Diskursmethode nahezu ausschließlich dazu verwendet wird, die grammatikalische Struktur von Narrativen zu bestimmen (vgl. ebd.) und die von Foucault intendierte Kritik an den herrschenden Zuständen so gerade zu unterlaufen.

Auf der anderen Seite werden Diskurse als „gesellschaftlich bzw. institutionell geregelte Formen der Wissensproduktion im Rahmen allgemein-öffentlicher oder spezialisierter (z.B. einzelwissenschaftlicher) Auseinandersetzungen“ (Koller; Lüders 2004, S. 58) verstanden, die über die sprachliche Konstruktion der Welt weit hinausgreifen. Die Gefahr solcher diskursiven Analysen besteht dementsprechend in einer gewissen Notwendigkeit zu sehr allgemeinen Aussagen, deren empirischer Gehalt und Ertrag dann kaum mehr nachvollzogen werden kann. Bei aller Unterschiedlichkeit stimmen die beiden Ansätze doch darin überein, dass symbolische Ordnungen – gleich welcher Art – nicht zufällig entstehen bzw. bestehen, sondern eine gewisse Struktur und Regelmäßigkeit aufweisen. Dies macht sie im Übrigen für die Analyse erschließbar. Die hier vorgelegte Diskursanalyse bezieht sich in ihrem Anspruch und Ziel entsprechend des Erkenntnisinteresses auf die letztere der beiden Varianten.

\* \* \* \* \*

Die „tendenziell stärker gesellschaftstheoretisch fundierte[n] Makroorientierung“ (Angermüller 2001, S. 9) der Diskursanalyse im poststrukturalistischen Sinn zielt nun nicht auf die Rekonstruktion der alltäglichen Interaktionen zwischen Menschen face-to-face, sondern „als ‚überindividuelle Strukturierung‘ auf institutionalisierte, somit geregelte, auf Dauer gestellte diskursive Praktiken in ... gesellschaftlichen Praxisfeldern und Handlungsbereichen“ (Bühmann; Schneider 2008, S. 25). Diskurse stellen „*institutionalisierte Aussagepraktiken*“ (ebd.) dar. Als solche bringen sie Wahrheit hervor, im Sinne eines „gültige[n], Geltung beanspruchende[n] Wissen[s] über die Welt, an dem sich Handeln orientiert und damit Wirklichkeit schafft“ (ebd., S. 27). Räumlichkeit ist in dieser Perspektive keine „ahistorische Wesensqualität“ (Keller 2007b, S. 43), sondern bestimmt durch unterschiedlichen Formen des Wissens und Praktiken des Umgangs, die sich im Lauf der Zeit verändern. Räumlichkeit „existiert“ nur in historisch kontingenter Form“ (ebd.).

Eine diskursanalytische Vorgehensweise beobachtet im Allgemeinen also den *„Zusammenhang zwischen Sprechen/Schreiben als Tätigkeit bzw. soziale Praktiken und der (Re-)Produktion von Sinnsystemen/Wissensordnungen, den darin eingebundenen sozialen Akteuren, den diesen Prozessen zugrunde liegenden*

*Regeln und Ressourcen sowie ihren Folgen in sozialen Kollektiven*“ (ebd., S. 7). Verwiesen ist damit auf ein komplexes Bündel von Beziehungen „zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen“ (Foucault 1994, S. 68). Foucault versteht daher den Diskurs nicht als „die Gesamtheit der Dinge ..., die man sagt, und auch nicht ... die Art und Weise, wie man sie sagt“, vielmehr sei der Diskurs „genauso in dem, was man nicht sagt, oder was sich in Gesten, Haltungen, Seinsweisen, Verhaltensschemata und Gestaltungen von Räumen ausprägt. Der Diskurs ist die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen“ (Foucault 2003a, S. 164).

Foucaults Diskurstheorie behauptet nun nichts weniger, als dass für unser Wissen, unsere Kultur und unser Sein Ordnungsstrukturen bestimmend bzw. einflussreich sind. Diese sowohl sprachlich-diskursiven wie auch symbolisch-nichtdiskursiven Ordnungsstrukturen gelte es rekonstruieren (vgl. Sarasin 2006). Was Foucault seit *Les mots et les choses* (vgl. Foucault 1974a [Orig. 1966]) im Sinn hatte, ist damit eine Analytik, die das Konglomerat aus Sprache, Tätigkeiten und Vergegenständlichungen in den Blick nimmt und diese auf ihre – das Denken, die Körper der Individuen und die Gesellschaft als Ganzes prägende, gleichwohl nicht determinierende – Ordnungsstrukturen, d.h. ordnenden Potentiale hin untersucht.<sup>64</sup> Die Analyse von Diskursen sucht damit nach einer Art ‚Algorhythmus‘, der die Generierung bzw. den Ausschluss bestimmter Aussagen beobachtet (vgl. Sarasin 2003).

Als Gesellschaftskritiker geht Foucault nun davon aus, dass solche Diskurse prinzipiell machtvoll sind. Mit der Konstituierung und Etablierung von Diskursen sind Hierarchisierungen, Segmentierungen, Differenzierungen und Monopolisierungen von Wissen und Handlungen verbunden. Diskurse sind „keine neutralen Instrumente der Wissensvermittlung, sondern dienen der Naturalisierung der Herrschaft bestimmter Partikularinteressen“ (Angermüller 2001, S. 19). Es gibt den Diskurs gewissermaßen nicht umsonst. Der ‚Preis‘ ist, dass Diskurse – als institutionalisierte Ordnungen – doch eher die Diskursteilnehmer (Adressaten wie Adressanten gleichermaßen) führen, als dass sie von diesen geführt würden (vgl. Schwab-Trapp 2006, S. 36). Dadurch – und das wäre die Prämisse einer *kritischen* Diskursanalyse – entfalten Diskurse Machteffekte (vgl. Link 1983, S. 60, S. 60; Bührmann; Schneider 2008, S. 25): Indem sie sich quasi wie ein ‚wucherndes‘ Netz über die Gesellschaften und ihre Akteure legen, prägen sie nicht nur die Entwicklung der Gesellschaften selbst, sondern konstituieren bzw. präfigurieren

---

<sup>64</sup> Eine solche sehr viel stärker philosophisch orientierte Forschungsperspektive stellt wohl die denkbar größte Entfernung von einer linguistischen Diskursanalyse dar, die sich in der Regel heute auf die Rekonstruktion empirisch fassbarer, in ihrer Reichweite sehr überschaubarer Diskursformationen zumeist in Form von Zeitungsartikeln beschränkt.

auch die Subjekte, „die in das Bewusstseins-generierende Netz der Diskurse verstrickt sind“ (Jäger 2000a, o.S.). Allerdings determinieren die Diskurse nicht einfach Wirklichkeit, vielmehr entfalten sie ihre Wirklichkeit schaffende Machtwirkung „erst über die durch sie prozessierten Wissensordnungen, die durch institutionalisierte diskursive Praktiken im Sinne von Wissenspolitiken hergestellt, durchgesetzt, stabilisiert oder verändert, umgestürzt werden, und die schließlich als vorherrschende Bedeutungen, Sinngehalte, Deutungsmuster das alltägliche Denken und Handeln der Menschen als gesellschaftliche Praxis orientieren“ (Bühmann; Schneider 2008, S. 29). Weil Diskurse Wissen enthalten, das die Grundlage für individuelles und kollektives Handeln bildet, führen sie auch zur Gestaltung einer je bestimmten Wirklichkeit.

Die Macht der Diskurse bezieht sich dabei nicht einfach auf deren Wirksamkeit. Sicherlich haben Diskurse ‚Außenwirkungen‘, etwa wenn sie in Form von Baurecht oder bestimmten ästhetischen oder didaktischen Regeln der Raumgestaltungen auftreten und Handlungsabläufe oder auch Wahrnehmungs- und Erlebnismuster bestimmen. Entscheidend ist aber vielmehr, dass sie vor allem ‚nach innen‘, d.h. in eine bestimmte Sprechergruppe, in ein bestimmtes Kollektiv und dessen Denken und Handeln hinein wirken und zwar, weil sie regelgeleitete Praktiken darstellen (vgl. Foucault 1974b). Diskurse bzw. Diskursformationen wirken in dieser Hinsicht wie ‚Filter‘, mit denen die ‚Produktion‘ von Aussagen, Annahmen und Theorien kontrolliert, eingeschränkt, reglementiert und kanalisiert wird. Solche Mechanismen (oder ‚Regeln‘) filtern erstens das ‚Sagbare‘ vom ‚Unsagbaren‘ und reglementieren zweitens den Zugang zum Diskurs (indem etwa bestimmte ‚Sprecher‘ vom Diskurs ferngehalten werden). Natürlich werden dadurch drittens auch Diskurse organisiert und viertens nicht zuletzt das thematische Spektrum eines Diskurses begrenzt. „Diskurse bestimmen darüber wer legitimer Weise an welchem Ort, zu welcher Zeit und in welcher Form über bestimmte Gegenstände des Diskurses sprechen kann“ (Schwab-Trapp 2006, S. 36).<sup>65</sup> Diskurse fungieren so gewissermaßen als ‚Arenen‘, in der die Äußerungspositionen der Akteure und der institutionelle Rahmen aufeinander verwiesen sind.<sup>66</sup>

---

<sup>65</sup> So ist der erziehungswissenschaftliche Diskurs über Raum bereits eine Marginalie – verglichen mit den anderen Themen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Die Marginalisierung wiederholt sich dann im disziplinären bzw. professionellen Interdiskurs, wenn man feststellt, wie wenig Berücksichtigung die erziehungswissenschaftliche Perspektive im Diskursrahmen von Planungs- und Entwurfstheorien beim Bau pädagogischer Einrichtungen findet.

<sup>66</sup> Als Träger derartiger öffentlicher Auseinandersetzungen fungieren diskursive Eliten. „Solche Diskursgemeinschaften weisen unterschiedliche Grade der Institutionalisierung auf und können aus organisierten Kollektiven oder aus lediglich diskursiv verbundenen politisch-kulturellen Milieus bestehen“ (Schwab-Trapp 2006, S. 36). Das entscheidende Abgrenzungskriterium ist also die Organisiertheit bzw. Organisationsstruktur dieser diskursiven Gemeinschaften. Organisierte Kollektive mit klaren Organisationsstrukturen auf der einen, eher diffuse Diskursgemeinschaften auf der anderen Seite.



Die Analyse der Regelhaftigkeit bzw. Typizität, die der Foucaultschen Diskursanalyse im Sinne der Genealogie zu Grunde liegt, hat damit keine linguistische Absicht mehr. Sie fragt nicht nach den Regeln der Konstruktion bestimmter sprachlicher Aussagen. Foucault stellt vielmehr eine völlig andere Frage: „Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault 1994, S. 42). Sie geht also dem Gesagten nicht nur in seiner Spezifität, sondern vor allem in dessen Produktivität und Positivität nach. Im eigentlichen Sinne beobachtet die Diskursanalyse also paradoxerweise gerade das, was sich der Beobachtung entzogen hat. Es geht damit um solche semantisch-semiotischen Verknüpfungen, mit denen bestimmte Themen in selektiver Weise konstituiert bzw. dominiert werden. Der Diskurs kann damit nicht als „Resultat oder (...) Spur von etwas anderem“ (ebd., S. 177) behandelt werden, sondern als „ein praktisches Gebiet, das autonom (wenn auch abhängig) ist und das man auf seiner eigenen Ebene beschreiben kann“ (ebd.). Der Diskurs beschreibt damit so etwas wie die „Gesamtheit von Regeln, die in einer bestimmten Epoche und für eine bestimmte Gesellschaft (...) die Grenzen und Formen der *Sagbarkeit* definieren“ (Foucault 2001, S. 869) und die einer konkreten Praxis immanent sind.<sup>67</sup> Es sind also die Diskurse, die ihre Gegenstände und Objekte formen und produzieren, „indem sie entlang ‚machtvoller Regeln‘ über sie sprechen, und indem die jeweiligen diskursiven Praktiken bestimmen, was in welchem Diskurs gesprochen, was verschwiegen, was als wahr anerkannt und als falsch verworfen wird“ (Bühmann; Schneider 2008, S. 27). Mit dieser Weichenstellung verlässt die Diskursanalyse aber auch die reine Textlinguistik, da das, was ‚ansonsten‘ als Aussage erschienen wäre, nur als philosophische Spekulation, wenngleich auch plausibel begründet, gedacht werden kann.

Entgegen der Analyse bedeutungsgeladener Sprechakte bezieht sich die Diskursanalyse in diesem Sinne auf „die diskursiv-soziale und symbolische Herstellung von Gegenständen, deren Materialisierung in einer komplexen gesellschaftlichen Praxis. Insofern wendet sich dieser Diskursbegriff nicht nur gegen hinter den Dingen verborgene Bedeutungen und intentionale Absichten eines Sprechersubjekts, sondern auch gegen die Trennung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, von immateriellen Ideen und materiellen Praktiken“ (Bublitz 1999, S. 24). In dieser Vorstellung wohnt der diskursiven Ordnung ein gewisses „historische[s] Apriori“ (Bublitz 2003, S. 47) inne: Der Diskurs ‚denkt‘ immer schon viel länger als das konkrete Subjekt und stellt so etwas wie einen „historischen Denkraum [bereit], der unbewusst das Denken der Subjekte und die Ordnung

---

<sup>67</sup> Waldenfels beschreibt das erkenntnistheoretische Dilemma, in das Foucault mit dieser Annahme gerät. Die diskursive Praxis müsste für ihre eigenen diskursiven Regeln aufkommen, sonst wäre sie ja nicht produktiv, sondern reproduktiv. Dies führe jedoch zu einem infiniten Regreß, „da Regelstiftung und Regelanwendung immer wieder neu zu regeln wären“ (Waldenfels 1992, S. 200).



der Dinge bestimmt“ (ebd.).<sup>68</sup> Metaphorisch gesprochen, könnte man sagen, dass Diskurse wie ein Brennglas wirken, mit dem Wissen gebündelt wird. Erst durch diese Bündelung kann ein Diskurs seine gesamte Intensität entfalten. Hierdurch werden Normierungen geschaffen, die allein aufgrund ihrer Denk- und Sprachstruktur ausschließend wirken können.<sup>69</sup>

Die diskursanalytische Aufgabe kann also in der Bestimmung der „gesellschaftlichen Praktiken und Prozesse der kommunikativen Konstruktion, Stabilisierung und Transformation symbolischer Ordnungen sowie deren Folgen: Gesetze, Statistiken, Klassifikationen, Techniken, Dinge oder Praktiken ... [als] Effekte von Diskursen und ‚Voraus‘-Setzungen neuer Diskurse“ (Keller 2007b, S. 57) gesehen werden. In den Blick geraten damit Prozesse der sozialen Konstruktion, der Objektivation, der Kommunikation und auch der Legitimation von Diskurs- bzw. Wissensstrukturen und zwar auf der Ebene von sozialen Akteuren, Organisationen und Institutionen.

Folgt man der skizzierten Grundannahme der Foucaultschen Diskurstheorie, dann zeigen die diskursiven Wissensordnungen an, was in welchem Diskurs ausgesagt werden kann und was nicht, was als wahr anerkannt und als falsch verworfen wird und nicht zuletzt was gezeigt werden kann und was nicht. Dieses Konglomerat hatte Foucault als ‚Dispositiv‘ bezeichnet. Das Dispositiv ist gewissermaßen der ‚Untergrund‘, auf dem Diskurse bzw. Theorien überhaupt erst entstehen können. Foucault bringt damit die Annahme auf einen Begriff, dass Theorien bzw. Diskurse nicht an sich, eigenständig und unabhängig von anderen Phänomenen menschlicher Hervorbringungen existieren. Zwar werden Diskurse nach wie vor als Voraussetzung für die Existenz von Dispositiven betrachtet (vgl. Jäger 2000b), mit der Dispositiv-Kategorie ist aber eine Erweiterung des Erkenntnishorizontes verbunden. Foucault ‚erfindet‘ den Begriff gewissermaßen, um das *Miteinander* von Diskurs und Gegenstand beschreiben zu können.<sup>70</sup> Ein dispositivana-

---

<sup>68</sup> In einer ‚dunklen‘, ‚fatalistischen‘ Lesart – die sich auch mitunter bei Foucault selbst findet – übernimmt damit nicht das Subjekt, sondern doch wieder eine anonyme, dezentrale Macht („der Diskurs“) die Aufgabe der Welt- bzw. Subjektkonstitution.

<sup>69</sup> So entstehen etwa die Dichotomisierungen (von gesund und krank, normal und anormal über wahr und falsch, sichtbar und unsichtbar, sagbar und unsagbar bis hin zu religiös und blasphemisch) erst als diskursive Strategien, die sich dann wiederum in nicht-diskursiven Praktiken und Vergegenständlichungen (aus dispositivanalytischer Sicht auch materieller Art) niederschlagen. In der Dispositivforschung hat dies dazu geführt, „nicht nur diskursive Praxen zu untersuchen, sondern auch nicht-diskursive Praxen und sogenannte Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen auf ihren Wissensgehalt hin zu analysieren sowie das Verhältnis dieser Elemente zueinander zu erkunden“ (Jäger 2001, S. 72).

<sup>70</sup> Grundsätzlich gilt es daher zu bedenken, dass sich ein Gegensatz zwischen Diskurs- und Dispositivanalyse nur dann konstruieren lässt, wenn die Diskursanalyse verengt wird auf die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit Texten. Keller hat gezeigt, dass dieses enge Verständnis so nicht haltbar ist. Vielmehr gilt es, die Idee der Materialität der Diskurse ernst zu nehmen und in der Diskursanalyse „nicht nur Kommunikations-, Text- oder Bildforschung [zu sehen], sondern Diskurs- und Dispositivanalyse, also Fallstudie, Beobachtung, sogar ethnographische Verdich-

lytisches Vorgehen stellt also den Versuch der Ausdifferenzierung der Diskursanalyse dar, indem den *Sichtbarkeiten* und *Vergegenständlichungen* eines Diskurses stärkeres Gewicht beigemessen wird (vgl. Jäger&Jäger 2000). Die Merkmale eines Dispositivs hat Foucault in *Dispositive der Macht* allgemein folgendermaßen beschrieben (vgl. Foucault 1978, S. 119ff.):

- Dispositive fungieren *erstens* als „entschieden heterogenes Ensemble“, dessen Elemente „Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes“ (ebd., S. 119f.) sind. Gemeint ist also die „materielle und ideelle Infrastruktur, d.h. die Maßnahmenbündel, Regelwerke, Artefakte, durch die ein Diskurs (re-)produziert wird und Effekte erzeugt“ (Keller 2007b, S. 64) (z.B. Texte wie Gesetze, Gebrauchsanweisungen, Hausordnungen, Artikel, Schriften, aber auch Artefakte wie Dinge oder Gebäude). Im Besonderen sind natürlich auch die angesprochenen Wissensmilieus Teil dieses Dispositivs, vor allem in ihren institutionellen Netzwerken.

Mit der Dispositiv-Perspektive rückt der Ordnungszusammenhang zwischen Sichtbarkeiten und Praktiken aller Art sowie den Diskursen in den Mittelpunkt des Interesses. Der Diskurs wird somit gewissermaßen von seinem ‚Ende‘ her thematisiert, von seinen Materialisierungen und Institutionalisierungen, von der geronnenen Form des hybriden Wissens. Allerdings ist die Dispositivanalyse keine Artefaktanalyse, ihr Ziel ist nicht lediglich die „Bestandsaufnahme von allem, was sich bei näherem Hinsehen als Voraussetzung für oder Folge von Diskursen identifizieren lässt“ (Bührmann; Schneider 2008, S. 52). Ein derartiges Ansinnen griffe zu kurz. Nicht die Summe dieser Elemente ist das Dispositiv, sondern mit dem Konzept des Dispositivs wird das „Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (Foucault 1978, S. 120) betrachtet. Während Diskurse auf bestimmte Handlungs- und Deutungsprobleme antworten, stellen Dispositive „das Ensemble der Mittel, Mechanismen und Maßnahmen [dar], die zur Bearbeitung eines bestimmten Handlungsproblems eingerichtet werden“ (Keller 2006, S. 134f.). So lässt sich gewissermaßen die ‚Rückseite‘ der sprachlich-textlich vordergründigen Fassade von Institutionen/Organisationen, die Diskurse erzeugen, erfassen, ihre wissensbasierte Ordnung, ihre geregelte Struktur, ihre materiell-architektonisch manifestierte Form usw. Zugleich dynamisieren Dispositive den Diskurs, denn „durch die Dispositive greifen Diskurse in die Welt ein und erzeugen Wirkungen außerhalb des Diskurses. Dispositive sind die Mittel, durch die Diskurse die Welt und Wirklichkeit nach ihrem Bilde gestalten – oder dies zumin-

---

tung, die den Zusammenhang von Aussageereignissen, Praktiken, organisatorischen Arrangements und Materialitäten als mehr oder weniger weit historisch und sozialräumlich ausgreifende Prozesse in den Blick nimmt“ (Keller 2007a, o.S.).

Erziehungswissenschaftliche Diskurse über Räume der  
Pädagogik

Eine kritische Analyse

Nugel, M.

2014, VIII, 304 S. 13 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-05202-7